Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 7.

Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her I. / Hugo Neugebauer: Sonette / Bernhard Jülg: Vorfrühling der Liebe / Franz Schomann (†): Habsburg (Schluß) / Carl Dallago: Epistel an einen Mönch / Max von Esterle: Karikaturenfolge VII (Karl Domanig) / Fortunat: „Welsche Empfindlichkeit".

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Sept. 1910. Heft 7.

Sämereien vom Gebirge her I. / von Carl Dallago.

Diese Aphorismen-Folge, die hier in Fortsetzungen erscheint, bildet das 14. Kapitel eines neuen, noch unveröffentlichten Werkes von Carl Dallago: „Das Buch der Unsicherheiten".

Dezemberanfang. Die Tage sind blau und wolkenlos. In der Frühe klirrt leise der Frost. Aber wenn die Sonne kommt, öffnen die Hänge wieder ihre Poren und die Erde wird weich und bröckelig. Nur in Schattenritzen klebt an den Rasenbüscheln der Reif und macht sie starr und ungefügig. Der Schnee auf den Bergen ist wieder zurückgegangen, nur die hochgelegenen Grate und Gipfel tragen Schneefelder, davon noch immer tagsüber die Sonne wegnimmt. Aber Hang und Hügel sind bleich und farblos, am Fuße gerändert von silbergrünen Olivenständen. Und da und dort wie Inseln ein Streifen Immergrün: Steineichen, Lorbeer und schlanke Zypressen gleich dunklen Masten.

Ich wohne bei den Meinen nahe der Stadt und gehe jeden Morgen mit Sonnenaufgang hinaus und durchwandere mit der Sonne die Hänge. Dann schaue ich nach dem See, der blendend blitzt und dessen feuchter Atem herüberspielt in das bleiche Gelände. Um die Stadt hängt zumeist ein bläuliches Gewebe von Rauch. Und ich blicke zu den Höhen empor und juble der Bläue zu, die über die Wellenlinien der Kämme und Grate und Gipfel hinfließt so gleichmütig, versonnt und endlos.

Des Nachmittags eile ich den Monte Brione hinauf, wo die Sonne am längsten weilt, und lege mich neben einen Olivenstamm, ringsum von der Sonne umflossen. Ueber mir die luftige Krone mit den federnden Zweigen und den kleinen dunklen Früchten, die im silbernen Laube hängen wie schwarze Tropfen. Ihre Ernte hat schon begonnen. Um mich von den Hängen nieder blühen die Gesänge der Olivenleser. Ich fühle, wie ich hinhorche und mich dabei dehne auf dem Rasenboden, die ganze Sonne im Gesicht, und immer ruhiger werde und hinhorchender. Zuletzt liege ich da, wie ein Fluß, der lautlos dahinfließt und wellenlos, ganz eingefügt der Landschaft um mich. Doch dann kommt es wieder so, daß es in mir wellenartig aufschäumt, wenn das Gefühl wie über Hemmnisse über Gedanken und Erinnerungen wallt.

Indem ich Tag für Tag ähnliches erlebe, versuche ich die Gedanken festzuhalten, um sie säen zu können als ein Gewachsenes, von den Bergen her.

*

Erst das Irrewerden an Festem — an Festgelegtem — am Bestehenden bringt Gefallen an allen Möglichkeiten. Vielleicht wird man so erst jung und reich und wohlgeraten und schaut überall Neues — Seltsames — Verführerisches.

*

Alle Wissenschaft, alles Wissen überhaupt, erbringt erst seinen höheren Wert durch das Auffinden neuer Dunkel. Alles wahre Wissen macht bescheiden, still, untertan einem Höheren. So lange es herrschend auftritt und alles für erklärbar hält, ist es immer noch roh — noch unwissend.

*

Leben: jedem Augenblick dankbar sein und dankbar bleiben in der Erinnerung.

*

Freudvolle Wahrnehmung: Ach die Natur ist so mannigfaltig und unverwüstlich und durchbricht immer wieder die festgelegten Absichten der Menschen!

*

Wenn man als Mensch einmal Natur zu sein beginnt, erfährt man bald, daß das Geschlechtliche — also auch das Geschlechtsfreie — seine Satzung in Seele, Geist und Gemüt, in all unser Tun und Lassen unwiderlegbar hineinschreibt. Aber dieses seltne Wenn! — —

*

Hohe Betätigung: Mitwirken, dem Menschen die Natur zu wahren — zu retten vor den Einrichtungen und Beschlüssen der Menschen.

*

Wie ich es fühle: das Brunstmotiv als Verschenkungsmotiv — als Hang zum Sich-Ausschenken. Die machtvollste Form dieses Sich-Ausschenkens ist für den jugendlichen ungeläuterten Menschen immer noch der Begattungsakt. Er trägt alle Ethik in sich, indem er es unmöglich macht, sich dort auszuschenken, wo wir nicht lieben. — Auch das mütterliche Stillungsmotiv ist ein Brunstmotiv — ist ein Verschenkungsmotiv.

*

Nicht die Erkenntnis bringt Sicherheit. Im Gegenteil: sobald etwas Erkenntnis wird, betritt es die Sphäre der Unsicherheiten, indem kein Erkennen ein Zuende-Erkennen ist, — indem es aus der Gefühlssphäre, die an sich sicherste Realität ist, heraustritt. Folgerung: Handlungen der Sicherheit sind zumeist Handlungen der Blindheit. Tatmenschen sind keine Menschen der Erkenntnis. Erkenntnisse heben eher in der Folge Taten auf. Staunend und ergriffen finde ich ein Verwandtes in Byrons „Manfred": „Wer am meisten kennt, beklagt am tiefsten die unsel'ge Wahrheit, daß der Erkenntnisbaum nicht Lebensbaum ist."

*

Unmögliches Erdenmenschentum: Seele ohne den Leib haben wollen, ohne Leiblichkeit Seele entfalten wollen.

*

Das Flammenwogen in mir muß sich lauter lecken: nur so sich wandeln alle Brunst. — Man muß sich selber lauter brennen: nur diese Reinheit taugt. — Wo Inbrunst ist, muß Brunst gewesen sein: Alle Inbrunst ist nur Seele gewordene Brunst.

Dem Grenzenlosen bleibe ich vermählt im Vergehen. Im Werden ist das Grenzenlose aber die Liebe.

*

Liebe: vielleicht Lebenshunger; zuletzt Hunger Gottes.

*

Für Künstler: Der Quell der Fruchtbarkeit ist Liebe, aber sie ist das Subjektivste.

*

Das Gesetz zerstört die Liebe. Gut: zerstören wir das Gesetz.

*

Mein Glaube an die Menschennatur verlangt: Man muß sich mit dem tiefsten Dunkel in sich ans grellste Licht wagen, — dem tiefsten Dunkel in sich am meisten untertan sein.

*

Wie einsam ist der Mensch! Was heißt das anders als: Wie ist alles Gemeinsame — alles Anerzogene — alles Gang und Gäbe so wenig entsprechend für die Menschennatur — für die Menschenseele; wie drängt dies alles sie erst in Vereinsamung! Welch grandiose Gemeinsamkeit als Gegensatz in der Brunst, die doch erst eine Triebzeit ist — ein Brausezustand — ein Eröffnungsrausch.

*

Die Herrschaft der Kirche gründet sich darauf, daß sie eigentlich alles Tun zuläßt — die ganze Menschennatur zuläßt, aber nur unter dem Vorbehalt der Sünde. Es sagt: unter dem Vorbehalt des Sich-Einschüren-Lassens in ihr Joch, das sie süß und verlockend auszumalen weiß. So hat sie sich auch den Begriff Mutter zugelegt, den ewig heiligsten Begriff der Menschennatur und der Natur überhaupt — den Begriff größter Geborgenheit. Der ganze Wesensbau der Kirche ist wirklich von psychologisch feinster Gestaltung und sollte ein Machtvolles sein, für ewigen Zeitbestand Gewähr versprechend. Denn sie hat Ewiges sich untertan gedacht — ein Ewig-Notwendiges. Versteht man: sie hat die Menschennatur sich untertan gedacht — die ganze Menschennatur und damit alles:

Weltall — Gott. Es liegt tiefer Wille zur Macht in dem Sinne der Kirche; es ermöglicht ihre Heiligen erst der Begriff von Sünde.

*

Eine Abschwächung des Sündenbegriffes schwächt auch die Macht der Kirche; seine Vernichtung vernichtet auch ihre Macht. Wo man, von dem Begriff Sünde befreit, lebt, wandelt man auch befreit von den Banden der Kirche.

*

Wir haben unser Ziel auf Gott gestellt. Es sagt: Wir haben uns den Rätselhaftigkeiten und Wundern rings anheim gegeben. — Dein Ziel ist göttlich — ist Gott: darum nicht wahrnehmbar, — darum nicht Ziel.

*

Alles Leben ist ein Geben und Nehmen wie alles in der Natur — wie die Natur selbst. Alles Tun — jede Tat ist ein Geben und Nehmen.

*

Wenn etwas zum Gesetz gemacht wird, wird es verdorben. Ausgezeichnetes sollte man nie gesetzlich festlegen.

*

Sinn der Sünde: Die Sünde gedacht als Erwecker höchster seelischer Ergriffenheit, als Reaktion der Stillung der Lüste.

*

Vorbedingung für besseres Tun: Nicht die Massen für sich gewinnen wollen.

*

Es ist falsch: Tier für Dirne setzen; es sind zwei völlig verschiedene Begriffe, beinahe entgegengesetzte. Es ist wahr: der Mensch steht überm Tier, aber hier steht das Tier weit überm Menschen. Wieder ein Beleg dafür: je höher etwas steht, desto tiefer sein Fall, falls es verkommt. Dies angewandt auf Volk, Nation, Rasse, gäbe zu denken, — gäbe der germanischen Rasse zu denken. Ein verkommener Gott — ein Teufel.

*

Der Ehering redet: du hast mich, du kommst nicht mehr los! oder: Du hast mich genommen, nun mußt du mir auch etwas bieten. — Und diese Ringe trägt man aus Gold und verziert sie mit

edlen Steinen. O wenn man einen Kiesel in Eisen fassen würde, und ein Mädchen gäbe ihn mir als Symbol ihrer Hingabe, ihrer Unterwürfigkeit, ich trüge ihn als Talisman bis an mein Ende.

*

Herrschen durch Unterwerfung: Die Natur des Weibes wird demütig und unterwürfig, wo sie liebt. Und ist es nicht höchstes Herrschen, seine Natur ausbreiten und entfalten zu können? —

*

Dem Herkommen sich ergeben, wird der Menschennatur zum Fluche.

*

Alle Berechnung in allen rein menschlichen und künstlerischen Dingen ist zuletzt Verrechnung.

*

Herrschen ist Arbeit. Dazu taugt doch der Mann mehr als das Weib. Zuviele Arbeit verunschönt jedes Weib — ebenso zu vieles Herrschen. Auch in der Ehe obliegt die Hauptarbeit, — das Herrschen, dem Manne der Natur der Dinge nach. Hier eingesetzt ergibt sich als wenig tauglich für die Ehe der Künstler, der Dichter — als Musensohn, als Anhänger des Müßiggangs — als Nachhänger des Müßigen.

*

Ich mache die Menschenqualität von der seelischen Heizbarkeit abhängig.

*

Vom Norden kommt die Kraft und findet Form im Süden: es verlegt vielleicht die besten Erwartungen dorthin, wo Norden und Süden ein Vereintes sind.

*

Alle Kultur ist nur ein Ausbauen des Gebens der Natur.

*

Ein Seltenstes: Ein Mensch unter den Menschen.

*

Gottesdienst: Ein Ausbauen der Menschennatur in Andacht und Liebe.

*

Der Geist baut den Körper auf: Ja in dem Sinne, daß der Geist der Eltern den Körper der Kinder bauen hilft. Hier entsteht vielleicht Aufschluß: Warum geniale Männer-Schaffende oft minderwertige Sprossen haben. Es liegt vielleicht so: Fülle und Müdigkeit führen den Mann zum Weibe. Die großen Schaffenden aber geben zumeist die Fülle dem Schaffen, dann verbleibt dem Weibe oft nur Müdigkeit: — die Flut dem Schaffen, die Ebbe dem Weibe.

*

Glaube, Vertrauen, auch Liebe sind so gut Realitäten wie ein Haus, ein Berg, eine Waldung: sie nehmen in unserer Seele einen bestimmten Platz ein, der wiederum weiter unser Tun bestimmt. Alle Vorgänge des Leibes und der Seele müssen damit rechnen. — Und es wäre vielleicht Gott, was so ein Haus des Vertrauens — des Glaubens — der Liebe am machtvollsten, am herrlichsten bewohnt? —

*

Vielleicht sind die einzig feststehenden Realitäten die Realitäten des Gefühls. Danach wäre Kunst höchste Wirklichkeit.

*

Eine Künstlerauffassung: Es gibt Tiefenzustände der Seele, — Zustände völliger Verlorenheit, die ungeheuer verbrauchend wirken. Das Weib, gedacht als Zurückruf aus solchem Zustand, — als Vertreterin und Verkörperin greifbarer Wirklichkeiten. Danach zu ermitteln die geeignete Beschaffenheit des Weibes für Künstler.

*

Der echte Künstler steht zu seinem Schaffen im Verhältnis der großen Liebe. Wie sollen nun Menschen Künstler sein, die diese Liebe nicht aufbringen können? —

*

Die Kunst scheint wie ein großes Ungeheuer, das einen ganz nach sich zieht — ganz in sich hinein zieht, darin man gibt und gibt, bis man nicht mehr geben kann, weil die Kraft in irgend einer Weise verbraucht ist. Aber dann bleibt in unsrem Schaffen (dauernder und leuchtender als wir in Körperlichkeit es lebten) zurück unser wonniges, schmerzliches Lieben, — das liebe wehe Leben.

Sonette / von Hugo Neugebauer.

Aus einer zyklischen Dichtung „Das Diadem der Melitta".

I.

Hoch über mir der Wolken Phantasei,
des Himmels zorngesträubte Augenbrau,
vor mir das Licht des Tages nebelgrau,
tief unter mir des Meeres schweres Blei.

In meines Lebens banger Wüstenei,
darob sich wölbt des Schicksalshimmels Bau,
der eherne, die Seele einer Frau,
weit hinter ihr der meinen stummer Schrei.

Da wird ein Wunder: Durch die Wolken bricht
verborgner Sonne satter Strahlenpinsel;
tief eingetaucht in nie getrübtes Licht

malt er auf Bleies galliges Gerinnsel
das honigsüße, silberne Gesicht
von meines Herzens todversunkner Insel.

II.

Die heil'ge Biene, abgeirrt vom Schwarme
der Schwestern an des Himmelsbaumes Äste,
die von der Sphären Schicksalssturm erfaßte,
herabgestürzte zu der Erde Harme,

in einem ird'schen Baume weilt' zu Gaste
die Göttliche erniedrigt und der arme
Sprößling der Erde hüllt' um sie das warme
belebende Geweb aus zartem Baste.

Da ward sie schläfrig von dem süßen Mohne
auf dämmernden Altären der Demeter
und sank im Traum zur dunklen Persephone.

Nun ist verarmt die Erde wie der Äther
und überreich die unsichtbare Zone,
die innerste der stillen, bleichen Beter.

III.

In dunkler Pracht erstrahlt die stäte Stunde
der Ewigkeit, seit du der Sonn' entzogen
dein Auge hast und deiner Braue Bogen
und Tod das Lächeln dir gepflückt vom Munde.

Die müden Bienen sind zurückgeflogen
ins stille Haus und speichern tief im Grunde
den dunklen Honig in des Herzens Wunde,
den sie aus deiner lichten Blüte sogen.

Nun sieht mein äuß'res Auge ohne Grauen
in lange Winter und verblaßte Sonnen,
indes die ruhelosen Bienen bauen

duftende Zellen für die Honigbronnen,
darin mein innr'es Aug sich freut zu schauen
dein ewig Bild, von Träumen überspunnen.

IV.

So schlummern in des heil'gen Lotos Samen
der künft'gen Pflanze unerschlossne Züge,
so ist es meinem Geiste auch, als füge
sich aller Zukunft Bild zu deinem Namen.

Durch ihn erklärte ich die dunklen Flüge
der Vögel, die, mein Schicksal kündend, kamen,
er ist mir Ave im Gebet und Amen
und sanfte Ruh und selige Genüge.

In ihm vermählt der erzne Klang der Lethe
sich mit dem Silberton der Aganippe,
des Morgens Frühe mit des Abends Späte,

und schmerzlos erntet nun des Herbstes Hippe
den Schwall der Blüten, die der Frühling säte:
Tod küßt das Leben liebend Lipp an Lippe.

Vorfrühling der Liebe / von Bernhard Jülg.

An einem blauen warmen Februarnachmittag, da draußen im Kolosseum die Veilchen zu sprießen und auf dem Palatin die Mandelbäume zu blühen begannen, glich der Monte Giordano einem großen summenden Bienenkorb oder einem ungeheueren Haufen grauer Schwalbennester, aus denen Zwitschern und Jubel ohne Ende aufstieg. Und überall, wohin sie nur konnten, in die schwärzesten Winkel hinein, fielen weiße, weiße Sonnenstrahlen.

Die hübschen Büglerinnen und kleinen Näherinnen arbeiteten bei offenen Fenstern schwätzend und singend, und aus der Höhe ihres vierten Stockes schauten die Studenten auf sie herunter und winkten und zielten mit Zigaretten und Veilchensträußen, worauf jedesmal Empörung und Gekreische und unauslöschliches Kichern folgte. Auf einmal mahnte eine junge, drollig ernste Stimme von oben: „Meine Damen, wir bitten um Ruhe! Wir müssen studieren!" Darauf ein Augenblick verblüffter Stille, dann aber lachte, pfiff und klatschte alles wild und übermütig durcheinander. Eben begann eine große Drehorgel den unvermeidlichen Walzer: „Quand l'amour meurt."

* * *

Bianca aber saß an ihrem Fenster und lachte nicht; hie und da lächelte sie ein wenig, beinahe wehmütig, beinahe spöttisch. Sie hielt eine wundervolle Spitze in ihren zarten Fingern, aber sie

arbeitete nicht. Sie war in dieser Frühlingsluft so müd. Der Jubel ringsumher riß sie nicht mit. Aber es erwachte die Sehnsucht in ihr, auch so dumm und so lachfroh sein zu können. Sie war jung und unerfahren. Aber sie litt an einem Herzen, das alt und geprüft hätte sein können. Sie hatte eine einsame Seele. Sie hatte Augen, die wußten, ohne gesehen zu haben. Sie hatte zwei große, sehende, dunkelgrüne Augen in einem weißen Gesichtchen unter schweren, schwarzen Haaren.

„Meine Damen, wir bitten um Ruhe, wir müssen studieren." Sie mußte lächeln. Da saßen drei oder vier herzige Jungen zusammen und studierten natürlich nicht. Sie waren so lustig, weil ihnen ein paar erborgte Groschen in der Tasche klimperten oder weil sie alle miteinander ausgerechnet nichts hatten und neue Listen gegen Mütter und Tanten ersinnen mußten.

Der, welcher so heruntergerufen hatte, stand oben am Fenster gegenüber und warf ihr eine Kußhand zu.

Bianca tat, als sähe sie ihn nicht. Aber sie kannte sein liebes blühendes Gesicht mit den roten lachenden Lippen und den verliebten Augen unter dem hellbraunen Haarbüschel.

Sie lehnte sich zurück, um ihn unbemerkt ansehen zu können. Sie dachte: „Also — ich würde ihn ermutigen, durch irgend etwas. Gleich würde er zu seinen Kameraden hineinlaufen und beraten, was nun zu tun sei. Ich höre ihr unterdrücktes Lachen. Morgen bekomme ich einen Brief: „Königin meines Herzens" — Dann . . Oder, er sagt es niemandem. Er malt sich eine Liebe für diesen Frühling aus und denkt an Nachmittage in Frascati und in Albano mit mir. Heute abends wirft er mir heimlich einen großen Veilchenstrauß herein und darin steckt ein kleiner zarter Brief: Komm an die nächste Ecke, ich warte auf Dich. Und ich denke an nichts und will an nichts denken und gehe hinunter. Er faßt mich fester unter seinen Arm und flüstert mir mit heißem Atem heiße, süße Worte zu. Ich gehe ganz sicher und ruhig, eng an seiner Seite, wie in einem glücklichen Traum. Und weiß, daß es ein Traum ist. Er aber, in seiner blonden, weiß- und roten Jugend weiß es nicht. Vielleicht

nicht . . . Ein anderes Mal würde ich ihn bitten, mich nachmittags an die Sonne zu fahren, in die Campagna oder zum Monte sacro. Ich liege mit halbgeschlossenen Augen im Wagen, wie es die schönen Engländerinnen tun . . . die Luft ist ganz ruhig und warm . . . es kommt eine sanfte Schlummermüdigkeit über uns. Wir fahren ganz langsam. — Gegen Abend, auf dem Rückweg, würde er ganz leise, mit erstickter Stimme in mein Ohr sagen: „heute Nacht". . ."

Da stand Bianca hastig auf und ging ein paar Mal hochrot und verwirrt durchs Zimmer. Sie sah im Spiegel ihre großen leuchtenden Augen und blickte lange hinein. Dann setzte sie sich seufzend ans Fenster und begann langsam, langsam zu arbeiten. Und ohne es zu wollen, ohne es zu merken, träumte sie weiter und webte in die wunderschöne Spitze süße Dinge hinein.

So verrann ihr der Nachmittag.

In Rom sinkt der Abend wie blaue Schleier, wie blaue Edelsteine, wie blaue Seide auf die Erde. Bianca ließ die Hände sinken. Die Kirchenglocken begannen zu läuten. Eine Schar heimkehrender Arbeiter zog singend unten vorbei. Vor ihrem Fenster flammte ein Straßenlicht auf und warf seinen Schein auf sie und in ihr Zimmer hinein.

Oben am Fenster stand der blonde Junge und sah zu ihr herunter.

Bianca trank dies alles wie etwas Süßes zum ersten Mal in ihrem Leben und freute sich daran und glaubte auf dem Wege zu sein, eine andere, leichtere, glücklichere Bianca zu werden. Und auch darüber war sie froh.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie erhob ihre Augen zu ihm und ihre Lippen öffneten sich langsam im werbenden Lächeln wie eine rote, perlenschimmernde Rose.

* * *

Francesco Conti war schon oft verliebt gewesen, und die tollen Jahre in Neapel, bevor er nach Rom gekommen, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Aber hier floß das Leben langsamer. Und er hatte

schon zu viele Abenteuer erlebt, um sich an kleinen Streichen zu erfreuen. Er wurde in Rom unter den uralten, verfallenen Sachen ein wenig träge.

Manchmal, den Mädchen gegenüber, tat er, als ob er alt sei und sich nur mehr nach einer blaßblauen Liebe sehne. Aber gerade darin zeigte sich, wie jung er war: er glich einem Kinde, das den Großen spielen will. Alle durchschauten ihn und lachten, bis er dann mit- und sich selbst auslachte.

Er war im Grunde einfach und gut und liebte verwickelte Gefühle nicht. Viele Monate im Jahre lebte er in Caserta auf den Gütern seines Vaters und verkehrte nur mit Hirten und Bauern. Davon brachte er seine frische Natürlichkeit in die Stadt, und seine Augen hatten einen grünlichen Schimmer, als spiegelten sich noch immer die Felder in ihnen.

Als er Biancas zartes Lächeln sah, sagte er sich, daß er eine blaßblaue Liebe für diesen Frühling gefunden, und dachte an Nachmittage in Frascati und Albano mit ihr. Er nahm seinen Hut und Mantel, stieg hinunter auf die Straße und blieb vor ihrem Fenster einen Augenblick stehen. Dann pfiff er, leise; wie man einen Kameraden herunterpfeift. . . Er hatte Glück.

Wie ein Vogelruf, wie etwas unendlich Lustiges und Lebensfreudiges kam ihr dies Pfeifen vor. Sie hatte es oft gehört, wenn ihn seine Freunde abends herunterriefen. Dann waren sie immer lachend fortgegangen. Wohin? Unerfahrene, junge Mädchen denken da immer an unerhörte Freuden und berauschende Lustbarkeiten. Sie denken immer mit einem kleinen Schaudern und einer kleinen Sehnsucht daran.

Eine übermütige Freude erfaßte Bianca, als sie ihn pfeifen hörte. Sie kannte sich nicht mehr und war froh darüber. Der Traum begann. Sie ging der Jugend, sie ging etwas Göttlichem entgegen. In fliegender Hast knüpfte sie ihren Hut fest und schlüpfte zur Türe hinaus.

Aber als sie die Stiegen hinabging, wurden ihr die Kniegelenke weich vor Erregung. Das Blut schoß ihr in die Schläfen, daß sie hämmerten . . daß sie hämmerten . . .

Sie wußte nicht, wie sie auf die Straße gekommen. Er stand unter der nächsten Laterne. Sie versuchte auf ihn zuzugehen . . . In der ersten Verlegenheit taten sie beinahe, als ob diese zusammengepfiffene Begegnung zufällig wäre. Aber Conti war viel zu erfahren, um nicht darüber hinwegzukommen. Und Bianca erholte sich bald und lächelte und sprach ganz ruhig und sicher. Es war ein Traum, aber sie wußte, daß sie träumte.

Nach einer halben Stunde saßen sie im Theater. Man gab Cyrano de Bergerac.

* * *

Rostand's entzückende Romantik paßte wundervoll in Bianca's Traum von der Jugend. Ihr war, als atme sie in einer andern Luft, in einem schimmernden Licht, das sie in Strahlen hüllte. Sie fühlte sich glücklich. Und er — Francesco — war in seinen besten Stunden. Er wurde nicht müde, sich diesen Cyrano immer wieder anzuhören, der seine schönsten und frischesten Eigenschaften erweckte. Seine frühreifen Knabenjahre stiegen vor ihm auf und er erzählte Bianca davon, leuchtenden Auges, mit geröteten Wangen, in glühender Beredsamkeit:

„In St. Maria di Capua, als wir noch Gymnasiasten waren, gründeten wir eine Schauspielertruppe. Wir spielten alles, von der hohen Tragödie bis zur unsinnigsten Posse — in einer elenden Bretterbude. Oh, ich habe damals wirkliche Tränen geweint und echte Liebesschwüre geschworen vor diesem stockdunklen Zuschauerraum voll von johlenden Straßenjungen. Diese Erfolge berauschten uns wie Feuerwein. Einmal, als der Vorhang gefallen war, — draußen tobten und brüllten sie wie wahnsinnig, — war keiner von uns im Stande, hinauszugehen; wir mußten weinen wie die Kinder und umarmten uns schluchzend . . . Warum hätten wir für einen Abend nicht das große Theater mieten sollen?

Wir waren so siegesbewußt. Alles war überfüllt, ein prachtvolles Haus! Ich gehe hinaus und sage die ersten Worte. Da kommt es irgendwoher aus dem schwarzen Loch — langgedehnt —

ein Pfiff. Und dann noch einer, aus einer andern Gegend. In meiner Wut schreie ich: Ruhe! Es antwortet ein Hohngelächter. Da stürzen im ersten Entsetzen meine Kameraden auf die Bühne. Auf das hin geht es unten los. Es war ein Höllenlärm. Es war eine Verschwörung. Es fliegen Geschosse als da sind: Äpfel, faule Eier. Doch wir nicht faul, schleudern alles zurück — auf diesen Hut, auf diese Glatze, auf diese Perrücke. Empörung, Wutschreie, Wehrufe — wir geben den Kampf auf und laufen zur Hintertür hinaus.

Wir waren auf drei Tage nicht zu finden. Am vierten Tage gaben wir eine Galavorstellung in unserer alten Bude. Aber die Geschäfte gingen schlecht. Wir mußten in einer niedrigen Dachkammer wohnen und frieren und Kartoffeln essen, die wir uns selber brieten. Trotzdem hatte jeder von uns seine Angebetete, und wir rauchten oft zu dritt eine Zigarette und liehen sie einer dem andern, wenn wir unter ihren Fenstern waren, um elegant wie Stutzer vorübergehen zu können. Und erst die Serenaden . . ."

Wie beseligt hörte Bianca zu. Und wenn sich dann der Vorhang wieder hob, so war es ihr, als ob Cyrano's Geist, Christians treuherzige Einfalt und die Gascogner Kadetten, all dieses echte Lachen und diese wahren Tränen in das Bild dessen zusammenflößen, der ihr eben so selig zugesprochen und nun voll Andacht neben ihr lauschte. Und sie war wunderschön, wie sie so dasaß, die Purpurlippen halb geöffnet, als ob sie diese Flut von Lebensfrische, die auf sie eindrang, trinken wollte. Es gab nichts, das sie ihrem Freunde in diesem Augenblicke versagt hätte.

Nicht so auf dem Nachhauseweg. Sie hörte wohl entzückt auf seine heißen Worte, aber sie wußte zu genau, daß es nur ein Traum war, um ihr Köpfchen nicht beisammenhalten zu können. Es war wie im leichten Morgenschlaf, da der Wille schon stark genug ist, den glücklichen Traum zu lenken.

„Roxane", sagte sie und lächelte mit schimmernden Zähnen: „Roxane war eine Pretiöse."

Und schlüpfte in die Haustüre. (Schluß folgt.)

Habsburg / von Franz Schamann.

Ein szenischer Prolog. (Schluß.)

II.

Der Wächter: (in einem Erker des Bergfrieds bläst den Morgengruß.)

Die Schlafenden: (recken und strecken sich.)

Die Weiber: (kommen mit ihren Männern zurück.)

1. Weib: (kommt mit dem 1. Kriegsknecht.) Leg' dich noch a bißl hin, Xaverle, wenn du noch so müd bist, armer Kerl.

2. Kriegsknecht: (hänselnd) He he, morgen wird sie dich als Leich' bringen.

Weib: Halt dein loses Maul, Kerl . . . So, Xaverle, leg dich nur hübsch nieder.

1. Kriegsknecht: (legt sich nieder.)

Weib: Ich will dir gleich a stark's Süpple machen, daß du nit ganz von Kräften kommst.

1. Kriegsknecht: (besieht sich den blankpolierten Helm.)

Weib: No no, Xaverle, mußt nit Angst haben . . . schaust ja so gut aus; ah (küßt ihn) So schön warst ja noch gar nie.

3. Kriegsknecht: Lob' d'r'n nur, Katl, 's tut's eh ka anderer. (zum 1. Kriegsknecht) Du Latsch, das will a Soldat sein, so a Schürzenbandl.

1. Kriegsknecht: (fährt auf, renommiert) Was, ich a Schürzenbandl? He? Schauts den an! Ich war in vierzig Schlachten.

3. Kriegsknecht: Hühnerschlachten.

1. Kriegsknecht: Fufzig Treffen.

3. Kriegsknecht: Weibertreffen.

1. Kriegsknecht: Ich hab' zehn Kriege mitgemacht.

3. Kriegsknecht: Weinkrüge hingemacht, jawohl.

1. Kriegsknecht: (geärgert) Mit dir is überhaupt nit zu reden, wenn du mir nit glaubst. Du hast kein Glauben . . .

Weib: Kein Glauben hat'r, kei Religion hat'r, kein Gott hat'r . . . laß' ihn, mein Xaverle, er wird schon sehn, wohin er

kommt. (läßt sich neben dem ersten Kriegsknecht nieder und kämmt ihm das Haar) Gib dein schön's Köpferle her, mein Bürscherle, laß dich a bißerle kämmen, mein Herzerle (küßt ihn)

4. Kriegsknecht: (ist auf dem Bauch zum Weib gekrochen, stößt es mit dem Ellbogen an, sagt, während er ein Auge pfiffig zukneift) Pflegst dir'n, Katl, den magern Gockel?

Weib: Laß mich zufrieden, altes Weinfaß.

4. Kriegsknecht: Ah ja, wo ist die Zeit, Käterle, da ich auch noch so a magrer Gockel war, da du mich auch so gepflegt hast, auch so aufgepäppelt hast wie dein Xaverle?

3. Kriegsknecht: Du hast's wohl auf alle Gockel abgesehn, Katl? Na, Gott sei m'r gnädig, wenn ich amal in deine Händ' fall'.

Weib: (verächtlich) Hab' kei Angst, Grobianen mach' ich nix.

(Aus der Kapelle ertönt Orgelklang. Das Tor wird geöffnet. In der Mitte des Burghofs sieht man einen Thron.

Ein Anführer: (erscheint) Auf.

Die Kriegsknechte: (springen auf und greifen nach den Waffen. Sie rangieren sich und marschieren mit dem Anführer an der Spitze in den Burghof, wo sie nächst der Kapelle um den Thron im Halbkreis Aufstellung nehmen.)

Das Weib: (sieht nebst einigen andern Weibern von außen der folgenden Zeremonie zu.)

(Ein Zug, an dessen Spitze Knappen mit Fahnen, erscheint in der Kirchenpforte. Als Erster erscheint der Burggraf, ihm folgen ihrem Rang entsprechend die übrigen Gäste des Königs und nehmen in engerem Halbkreis Aufstellung um den Thron. Als Letzter erscheint Rudolf in königlichen Gewändern, die Krone auf dem Haupt. Nach einer kleinen Pause folgt ihm die Geistlichkeit, zum Schlusse erscheint in weißem Gewande Müller, das Schwert an einem Bande um den Hals gehängt, der Bischof von Basel begleitet ihn. Abermals nach einer kleinen Pause kommt die Königin mit ihren Frauen und nimmt mit ihnen zur Seite Aufstellung.)

Müller: (wird vom Bischof vor den Thron des Königs geführt)

Rudolf: (zum Müller) In welcher Absicht willst du Ritter werden?

Müller:
So wahr mir Gott, so wahr Sankt Jürgen einst mir helfe;
Zum Preise Gott's, zur Zier der Ritterschaft,
Den Armen, Witwen, Waisen will Hort ich sein und Stütze.
Fern sei mir Falsch, fern Untreue und bräch'
Die Treue ich, so dorr' mir ab die Hand,
Mit der ich's meinem Herrn und König schwöre.

Rudolf: So schwöre.

Müller: Bei Gott, Sankt Michael und
Jörg. Beim ew'gen Himmel, bei der Erde.
Bei unsres Heilands, Allerbarmers, Gott
Sohns Wunden, schwöre ich dir Treue Herr.

Rudolf: (hebt die Hand gebieterisch gegen die Kapelle.)

Sechs Knappen: (treten aus der Kirche. Der Erste bringt ein Panzerhemd, der Zweite einen Harnisch, der Dritte Armbleche, der Vierte Panzerschuhe, der Fünfte auf schwarzsammetnem Polster goldene Sporen, der Sechste ein Wehrgehänge. Sie stellen sich der Reihe nach auf.)

Müller: (neigt das Haupt und läßt sich vom Bischof das Schwert abnehmen. Sodann wirft er das weiße Gewand ab, die Ritter helfen ihm beim Anlegen der Rüstung. Die Sporen, zuerst der linke, werden ihm von einem Adelfräulein angeschnallt. Die Königin gürtet ihm das Schwertgehänge um, worauf ihm der Bischof das Schwert im Gehänge befestigt. Gerüstet, kniet er vor Rudolf nieder, streckt die Arme zum Himmel, sieht empor, dann neigt er das Haupt, kreuzt die Hände auf der Brust und wartet zu.)

Rudolf: (erhebt sich, zieht das Schwert und erteilt dem Knieenden drei leichte Schläge auf den Nacken, währenddem spricht er) Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.

Drei Knappen: (treten aus der Kapelle, sie bringen Helm, Lanze und Schild des neuen Ritters mit dessen Wappenzeichen, einem Mühlrad.)

Ritter Müller: (wird der Helm aufgesetzt, dann empfängt er den Schild und die Lanze.)

Ein Knappe: (führt ein geschirrtes Pferd herbei.)

Der Ritter: (schwingt sich in den Sattel, hebt die Lanze in der Richtung der vier Himmelsgegenden.)

Rufe der Ritter und Kriegsknechte: Auf zur Stadt. Auf zur Stadt. (Sie besteigen ihre Pferde, die rasch herbeigeführt werden, der Zug formiert sich und zieht rechts ab.)

Die Bischöfe, der Abt, Burggraf und einige andre Edle: (sind zurückgeblieben.)

Rudolf: (steigt vom Thron herab, geht nach vorn auf das Plateau, erblickt das 1. Weib und sagt heiter) Ah, da bist du ja, dich hab' ich schon gesucht.

Weib: (putzt sich rasch, wischt die Hände an den Röcken ab, lächelt entzückt) Mich, Herr König? Mich armes Soldatenweib . . . ist's möglich?

Rudolf: Ja, ja, dich. Erkennst du mich noch?

Weib: Ei, wer wird nicht unsern guten König kennen.

Rudolf: Schön, schön. Doch ich möcht' wissen, woran du mich erkennst.

Weib: Ei, Herr König, ich mein' das ist nicht schwer, wenn man euch in so prächtigen Kleidern sieht, mit der Krone am Kopf . . .

Rudolf: Wer war's denn, dem du gestern den schönen Kohlkopf nachgeworfen hast?

Weib: (erinnert sich, vergeht vor Verlegenheit, faßt sich jedoch rasch und fragt frech) Gestern? Kohlkopf? Ich hab mein Leben lang nix mit Kohlköpf zu tun gehabt, Kohl schmeckt m'r nit.

Rudolf: Ja, wenn man soviel Hühner hat, daß man dem ganzen Troß mit ihren Federn die Helme schmücken kann. . .

Weib: (wendet sich an die zurückgebliebenen Kriegsknechte, dreist, wiewohl sie sich in der peinlichsten Lage befindet) Nein, Leute. Um was sich unser König alles kümmert. Man sollt' nicht glauben, was er für Sorgen hat.

Rudolf: (lacht gemütlich) Schon recht. Ich seh, in deiner Zunge hab' ich einen Todfeind, dem ich mit meiner ganzen Macht nicht beikomm. Gott segne dir die Hühner, doch sei so gut, laß mir die andern leben.

Weib: Ich wollt' just sagen, wie sehr sie mich in die Versuchung führen . . . Du lieber Gott, ihr Fleisch war gut und meins, Herr König, ist halt schwach, so schwach.

Rudolf: (droht ihr schalkhaft) Du guter Schelm (zieht einen Beutel hervor) Da nimm, damit du mich ein nächstesmal erkennst, wenn ich ohne Krone ins Lager komm . . . es ist mein Bild, merk dir, wie ich aussehe. (wendet sich zum Gehen.)

Weib: (erhascht den Beutel und sieht rasch hinein) Herr Jesus, Jesus. Zehn Mark Silber. Hei, sind wir reich, Herr König . . . für einen Kohlkopf schenkt er zehn Mark Silber . . . (erblickt einen zweiten Kohlkopf) Hui, da wär' noch einer.

Rudolf: (von Weitem) Schon recht, du alter Schelm, jetzt weißt du schon, um wen sich's handelt.

(Während der König dem Weib zugewendet bleibt und mit dem Burggrafen ein Gespräch beginnt, erscheint rechts eine Anzahl reichgekleideter Kaufleute, an ihrer Spitze ein Sprecher; wie sie den König erblicken, wollen sie auf ihn zueilen.)

Bischof von Basel: (stürzt ihnen entgegen, ohne daß Rudolf seinen Abgang merkt, heimlich) Was wollt ihr? Was führt euch her?

Sprecher: Hochehrwürdiger Herr, wir müssen unsre Not dem König klagen.

Bischof: (heimlich) Tragt's mir vor! Der König ist für euch heut' nicht zu sprechen.

Sprecher und einige Kaufleute: Ihr könnt uns nicht helfen, hochehrwürdiger Herr. Wir sind beraubt, ausgeplündert, sind kaum mit dem nackten Leben davongekommen.

Bischof von Straßburg und Abt von Sankt Gallen: (schleichen zu der Gruppe und fragen angelegentlichst) Was gibt es hier?

Bischof von Basel: Überfallene Krämer wollen mit dem König reden.

Bischof von Straßburg: Was, ihr wollt des Königs Majestät mit solchen Kleinigkeiten heut' behell'gen?

Sprecher und einige Kaufleute: (verzweifelt) Wir sind um unser ganzes Gut gebracht. Laßt's uns dem König klagen.

Die drei Geistlichen: Nein, nein, nein. Erzählts, dann wollen wir sehn, was sich da machen läßt.

Rudolf: (durch den Burggrafen auf die Szene aufmerksam gemacht, aufbrausend)

Ward ich denn König,
Um abgeschlossen meinem Volk zu sein?
Was geht hier vor? Sprecht.

Die drei Geistlichen: (treten zur Seite.)

Sprecher:

Am Zuge heimwärts von Italien,
Beladen Pferde, Tragtier' und Kamel
Mit Waren, köstlich, wie sie nie ein Aug'
In diesen Landen noch gesehn, langt unser
Zug in dem Gebiet des Grafen Philipp
An. Wie eine Spinne gierig auf das
Tier im Netze, stürzt Philipps Schar sich frech
Auf unsere Güter. Wir sind beraubt. So
Reich wir aus dem welschen Land gekommen,
So arm stehn wir vor Deiner Majestät,
Herr König, leih uns Schutz.

(Während dieser Rede ist die Schar, welche mit Ritter Müller ausgerückt ist, zurückgekehrt und hat die linke Bühnenhälfte besetzt.)

Rudolf: (markig) Das will ich. Ja.

Dem Räuber scheint es nicht genug, daß er
Sich mit dem Reichsgut nicht belehnen ließ,
Das er in seinen Frevlerhänden hält. Unsicher
Macht er mir noch die Straße nach dem Süden.
Ich acht' des Boten nicht, den ich ihm sandt'.

(zum Kriegsvolk): Zu den Waffen. Auf nach Peterlingen.

Das Kriegsvolk: Auf nach Peterlingen.

Rudolf: (ab in den Burghof.)

Knechte: (führen die Pferde der Geistlichen und Ritter auf die Szene.)

Alle (steigen zu Pferde.)

Burggraf: (schwingt die Sturmfahne.)

Bischof von Basel: (ergreift eine Marienfahne, die ihm ein Knappe überreicht.)

Rudolf: (kommt zu Pferde im Harnisch.) Auf nach Peterlingen.

Bischof von Basel: (singt das Kriegslied.)

Sankt Marey, Mutter und Mayd,
All unser Not sei dir geclayt.

Der Troß: (singt den Vers nach und setzt sich in Bewegung.)

Königin Elisabeth: (erscheint im Torbogen und sieht dem abziehenden Gatten nach, bis er ihrem Auge entschwindet).

Epistel an einen Mönch / von Carl Dallago.

O Mönch, was tatest du verglüht! — hör, ich verdamm dich nicht,
ich richte nicht darob. Es richtet nicht ein Tun, wer weiß,
wie so ein Tun entspringt, sich schürt, bis es dem Blut entbricht
und du wie willenlos dich fühlst zu ihm verführt
trotz Strick und Kutte, die dem Strom nicht stehn, der heiß
durch Adern dir und Sehnen kreist,
dich Wehrlosen mit Lüsten überspeist,
davor ohnmächtig sich erweisen Damm und Wehr:
Gesetz, Gelübde, Sitte und der toten Dinge mehr,
die sich der Mensch zur Zähmung der Natur erkürt.

Ich spreche dich von Sünde frei, —
eher als Sünde schau ich an die Weih',
die für gottseliges Leben Fesseln um dich wand,
bevor für Gott und Seligkeit dein Sinn die Reife fand.

Was wußtest du von Gott — von dem, was selig ist?
Man lehrte dich, daß völlig du auf dich vergißt,
und doch ist Gott nach dir — die Seligkeit nach dir
geartet und gebaut, — nicht etwas außer dir.
Kein Gott befiehlt: „Vergiß mir, daß du lebst!"
Und wenn: du fühltest dennoch, daß du wächst und glühst, — du webst
in tausend Dinge still dein Leben ein
und läßt so jedes Ding von dir ein Teilchen sein, —
und so ein Teilchen lenkt dich heimlich, bis es dich
besetzt und dann mit Macht heran dich zieht zu sich.

So bist auch du, o Mönch, gelenkt und hast schon längst geschielt
nach Dingen, die man deinem Menschtum vorenthielt.
Dann kam's so: Burschen fanden sich zum Klostermahl,
dein lüstern Auge sich erregt zu ihnen stahl;
denn ein Gesicht war da von Jugend weich und rot,
verhaltner Glut in dir verlockend Angebot.
Die Wirrnis dich befiel, die jede Brunst befällt, —
die Zelle lag so still, — und erst die Tat erhellt . . .

Gewiß mißraten sind, o Mensch, ich deine Lust,
doch der verdamm dich nur, in dessen Brust
noch nie der Brand der Sinnlichkeit geleckt,
der nie ein Weib, noch selbst sich je im Glühn befleckt,
der doch zugleich in sich der Wollust Stachel kennt,
der aus sich selber sich von Brunst zu Inbrust lauter brennt. —
Und der verdammt dich nicht, der denkt von dir vielleicht:
O die verderbte Lust an dir begreif ich leicht:
Was man verunglimpft, knebelt, schlägt und unterdrückt,
verdirbt: und sei's auch, was in freier Form entzückt!

Die Sinnenlust, des Lebens brandend-schöpferisch Element,
es kniet vor ihrer Schönheit, wer sie schaut und kennt
als wohlgeraten. Wie sie rüstet dich und schürt —
und dich bewegt und groß durch stille Räume führt,

das Dasein wonnig hebt, daß du vermeinst, du schwebst, —
es ist, wie wenn du Hellen aus dem Dunkel gräbst, —
und du erglänzst an ihr, als wärst du ganz umwühlt
von Rosenhauch, als hätt dich Morgenrot bespült
wie eine Zinne — ein Geschroff. — — Verfehmt, gebrandmarkt doch
als Schlechtes, Häßliches, sie sich vervielfacht noch
gleich einer Hydra, und sie legt sich dir ins Blut,
besetzt dir trüb und rauchig deine helle Glut,
schleicht bleich und stauend dir ins Fliehn der Stunden
und läßt dich niemals frei und zu dir selbst gesunden,
trägt Tücke in dich, hehlt, bis sie dich so umflicht,
daß Überdrang und Not sich irren Ausgang bricht.

Mönch, übersinn dein Tun — wie du beschaffen bist, —
sieh, ob dein Gott nicht zu bestimmt und machtlos ist
gegen Gewalten, die erschütternd dich durchwehen.
Such eher Gott in ihnen! Du wirst sehen:
am Ursprung steht ein Dunkel endlos tief und groß,
vertraue dich ihm an, als dem uralten Schoß,
der Gott gebar. Nimm nicht von Gott das Kleid der Dunkelheit,
draus alles Licht dir bricht für deine Wesenheit,
o Mensch, denn dunkel bist auch du, umringt von Dingen,
die immer wunderlicher klingen,
je mehr du hinhorchst. Was für Gott du nimmst,
ist keine Einsicht — nur ein Bild, und du vernimmst
nicht Gotteswort aus ihm — nur Menschen-Sinn,
und den zumeist gestimmt nur auf Gewinn.

Sieh, Mönch, ich bin nicht Feind dir! Meine Art verlegt
dir nicht dein Tun. Nicht Zorn, noch Abscheu gegen dich bewegt
mich. Denn du wardst verführt. Du branntest wie ein Haus
und rangst dich aus den Flammen ganz verwirrt heraus.
Die Welt kennt andre Dinge. — So zum Zeitvertreib
zu Lüsten handhabt mancher oft den Mädchenleib,

dem die Natur den Schoß der Menschwerdung vertraut, —
um dessen stille Sucht sie zarte Scham gebaut.
Und was das kluge Lieben sich vergnügt erdenkt:
wie es in Weibeserdreich tot den Samen senkt. — —

Nein, Mönch, erröte nicht ob deinem heißen Tun,
im Gange jedes Alltags wüstre Dinge ruhn.
Vielleicht auch haschtest du am Burschen nach der Spur
der Liebsten: so ein Kind doch kommt nicht in den Klosterflur.
Und käm es, und du kühltest an ihm deine Glut,
erbost es nicht; es steht vor der Gewitterflut
der Brunst die Unschuld wohl erschüttert, zitternd wie ein Rohr
im Sturm, doch trüg es nie dem Markt die Klage vor.
Der Markt ist wüst. In seine arge Neugier fällt
dein Tun, o Mönch, wie eine fette, leckre Welt.
Verachtung, Lästrung trifft dein Tun! — Gut! denk für dich:
gezähmte Tiere lästern und verachten mich.
Ich rechne deine Wildheit noch als hoch dir an
vor diesen Zahmen, — hörst du? — Ihr Gerechtenwahn
riecht allzu muffig, dämmrig, eng und blind,
wie eben nur von Menschen, die im Käfig heimisch sind.

Doch, Zeit ist's, Mönch: betör nicht länger dich mit Dingen,
die der Natur Gewalt antun und dich herunterbringen!
Der Zelle Stille ist für dich Gefahr. Du hörst dich mehr
in ihr als im Geräusch der Welt, hörst klopfen glühend rot
dein Blut und hast nur deinen Klostergott zur Wehr
und viel zu wenig Inbrunst für die viele Not.
Drum hör! Wirf Strick und Kutte ab und tritt hinaus
ins Freie, — gehe betend alle Räume aus —
und liebe, — zeuge, wo du liebst, bekenne dich zum Sproß,
erhalt das Liebste dir als Tag- und Nacht-Genoß
und flamme, glüh, — verbreite um dich Helle nur und Glut
und tu so wie ein Licht im Dunkel tut.

Denn sieh: Was sind wir Menschen, du — ich — alle, falls
wir Mensch genug geworden, in der Hand des Alls!
Nur Flammen, die sich wehn und andren, die in Nacht
verglühn und noch erloschen künden ihres Glühens Macht.
Und rings herrscht Dunkel, überall lauern Klipp' und Riß —
wo wir nicht selber leuchten, wandeln wir in Finsternis.

„Welsche Empfindlichkeit".

Unter dieser Spitzmarke lassen sich die „F. N." aus Innichen berichten:

„Bei dem am 21. ds. Mts. von der Ortsgruppe Toblach des Tiroler Volksbundes im Vereine mit dem dortigen Wintersport-Klub am Toblacher See abgehaltenen Seefest kam es zu einem Zwischenfalle, der so recht bezeichnend ist für die Empfindlichkeit gewisser welscher Herren. Wie Ihrem Berichterstatter noch Sonntags von diversen Seiten mitgeteilt wurde, fühlte sich durch die temperamentvolle, aber gewiß in keinem Punkte ernstlich anfechtbare Festrede unseres geschätzten Herrn Prof. Edgar Meyer ein anwesender welscher Signore — man spricht von einem italienischen Deputierten und Ministerkandidaten — derart verletzt, daß er sich entschlossen haben soll, sofort von Toblach abzureisen. Mag diesem der Teil jener Rede, worin Herr Prof. Meyer auf die bekannte Tatsache hinwies, daß in vielen Schulen Italiens Landkarten eingeführt sind, auf welchen die sagenhafte italienische Provinz Trentino schon das ganze Pustertal umschließt und im Norden bis zum Brenner reicht, nicht angenehm in den Ohren geklungen haben; mag weiters vielleicht auch der Vergleich gewisser irredentistischer Phantasien mit dem Kampfgeschrei der Franzosen, welches diese vor nun 40 Jahren bei Ausbruch des großen Krieges erhoben, und das sich später in so ganz anderer, von den Franzosen nicht gedachter Weise erfüllte, als Frankreichs Soldaten auf deutscher Erde standen, aber nicht als Sieger, wie man in Paris geträumt, sondern als geschlagene, gefangene Armee, — mag das alles dem welschen Politiker aus deutschem Munde zu hören nicht lieb gewesen sein, den Hunderten treuer Deutschtiroler und Österreicher, welche gespannt am Gestade des von den mächtigen Dolomiten eingeschlossenen Toblacher Sees als Zuhörer standen, hatte Herr Prof.

(gez. von Max v. Esterle.)

Karl Domanig / oder „Der subventionierte Hofer".

Meyer aus der Seele gesprochen, in welcher noch heute in lebendiger Erinnerung, wie oft auf italienischem Boden ungestraft unsere Flagge und selbst das Bild unseres alten ehrwürdigen Herrschers öffentlich von welschem Pöbel zerrissen, verbrannt und geschmäht wurde. Hätte das so schön verlaufene Fest am Toblacher See nur den einen wahren Erfolg gehabt, daß einmal einer dieser welschen Herren aus deutschem Munde die wahre Stimmung der weitaus überwiegenden Mehrzahl des tirolischen Volkes kennen lernte, sind darum allein schon die beiden Vereine, die dieses Fest veranstaltet, zu diesem Erfolge zu beglückwünschen. Von der wackeren ebenso kaisertreuen als auch deutsch fühlenden Bevölkerung Toblachs trauert sicher niemand derlei empfindsamen welschen Gästen nach. Die Bevölkerung des Pustertales ist sich seiner Mission als deutsche Grenzwacht an der Grenze zwischen Deutsch und Welsch allzeit bewußt und ist dementsprechend auch bereit, welsche Übergriffe fortan nicht nur auf das energischeste zurückzuweisen, sondern mutig und furchtlos zur angezeigten Stunde endlich auch zum Angriffe überzugehen."

Nun Gott sei Dank! Das klingt doch wenigstens beruhigend und sänftigt meine Galle ... Also, wie war das? — So ein hergelaufener welscher „Signore" (zu deutsch: Hallodri) erfrechte sich, nach einer Festrede, die unser geschätzter, nein unser allgeschätzter Herr Professor Edgar Meyer unter freiem Himmel im Angesicht standhafter Dolomiten hielt, vom Schauplatz dieses erhebenden Spektakels zu verduften?! Ganz einfach und ohne weiteres zu verduften?!! Bei Gott, Kaiser und Vaterland — so etwas muß gerochen werden! Denn mag der Umstand, daß der flüchtige Reichsitaliener im Geruch eines Ministerkandidaten und folglich wohl in einem besseren Geruch als dem eines irredentistischen Hetzapostels stehen wollte, die ungewohnte Art seines Verschwindens zur Not noch rechtfertigen — daß dies so ohne alles Radaubedürfnis und ohne den erwarteten Eclat geschah, ist wahrlich ein Affront, der unsere allzeit schlagbereiten Bundesherzen mit gerechter Erbitterung erfüllen muß. Und da zudem der dringende Verdacht besteht, daß dieser welsche Duckmäuser in der Eile unseren Humor mit sich genommen und ihn, den goldenen, außer Landes schmuggelte, so sage ich: Recht so! Derartigen Übergriffen muß künftighin nicht mehr der Rücken, sondern die Stirne

geboten werden. Ich schlage daher vor: Wir lassen uns zu diesem Zweck erst einmal die dazu gehörigen Köpfe wachsen. Und so ein Kopf, der es nicht nötig hätte, sich chauvinistischer Krakehlsucht zuliebe als ein Dummkopf zu geberden, müßte uns folgendermaßen, zwar nicht aus der Seele, aber ins Gewissen reden:

Ihr wackeren Pustertaler und ihr übrigen Grenzwächter im deutschen Süden dieses Landes! Unsren Natursinn, unsre Heimatliebe, unsre Volksbundtreue, unsre patriotische Gesinnung, unsre Unentwegtheit, unsren Taten- und gewöhnlichen Durst, kurzum den ganzen sanktionierten Komplex unsrer Clichébegeisterung in Ehren — wahrlich ich sage euch: Ihr mögt euch eurer „Mission" und aller andern großen Worte, die sich in Zeitungen zugkräftig ausnehmen, jetzt und in Ewigkeit bewußt sein, solange ihr euch dessen nicht bewußt werdet, daß die „Empfindlichkeit" in diesem Fall auf Eurer Seite liegt, wird euer saftigstes Stilblütentum nicht die erhofften Früchte zeitigen. Denn fragt euch selbst: Was ist geschehen? Zunächst: ihr habt euch wieder einmal von eurem Führer aus der Seele sprechen lassen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Mit seiner Seele mag's ein jeder halten, wie er will. Doch, wenn in einem Land, das mit der Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen fast ausschließlich den Fremdenverkehr betraut hat, und wenn in einem Kurort, der bis jetzt den Ruf einer internationalen Gaststätte genoß, ein in den Augen des kultivierten Auslands ixbeliebiger Herr Meyer ohne besonderen Anlaß gegen Italiener und Franzosen hetzen darf, so kann es Angehörigen dieser Nationen nicht verwehrt werden, daß sie ein solches Vorgehen als ungereimt und pöbelhaft empfinden. Und wenn ein italienischer Sommergast auf Grund desselben freien seelischen Verfügungsrechtes, das ihr für euch in Anspruch nehmt, diesen Mangel an primitivster Kultur damit quittiert, daß er sich auf die kulturvollste Art der Welt — nämlich auf französisch — empfiehlt, so ist es einfach hirnverbrannt, ihm daraus einen Strick zu drehen. Zumal wenn er sich außer Hängweite begeben hat. Wozu also der Lärm? Ist euch am Ende plötzlich das Bewußtsein der Unverträglichkeit von Fremdenverkehrs- und Volksbundpolitik zu Kopf gestiegen? Und steht ihr deshalb da

wie die blamierten Mitteleuropäer und wie gekränkte Leberwürste und wißt nicht, welchen Wurstzipfel ihr aufbinden sollt, um eurem inneren Aufruhr freien Lauf zu lassen?! Natürlich erwischt ihr in der Aufregung den falschen. Und anstatt möglichst wenig Aufhebens davon zu machen, schimpft ihr erbost hinter dem Flüchtling drein und habt, während ihr wider ihn und wider menschliche Vernunft ohnmächtig die Fäuste ballt, im übrigen das Nachsehen ... Ihr seid — verzeiht! — wahrhaftig wie die Kinder! Und wie die Kinder zu der Mutter, so lauft ihr eiligst zu der Presse. Und hat euch die Allseligmachende, die sich zu eurer Not verhält wie die Klystierspritze zu ihrem Inhalt, willfährig ihre Spalten geöffnet, so fühlt ihr euch wie neugeboren, werdet aus Kindern wieder Männer und aus Männern immer wieder Indianer, die unter ihres Häuptlings Führung Tirol mit ihrem Kriegsgeschrei und — wie z. B. nach der Schlacht von Calliano — mit Siegeshymnen überziehen, zu deren Verwertung in einer Eroica ein eigener Baßbuffo-Schlüssel erfunden werden müßte.

Freilich, nicht immer seid ihr so springgiftig. Oder seid doch wenigstens so klug, es nicht zu zeigen. Als vor nicht langer Zeit eine vielhundertköpfige reichsdeutsche Korporation die taktlose Bewillkommnung durch euren Führer öffentlich zurückwies, da habt ihr nicht gemuckst. Da seid ihr still gewesen. Die deutschen „Übergriffe", scheint es, respektiert ihr stumm ... Und stumm schleicht sich die Frage durch das Land, die noch kein einziger von euch Heißspornen gewagt: Wenn schon dem welschen Element Krieg bis aufs Messer angekündigt wird — warum, Herr Welschenfresser auf Schloß Welfenstein, zergeht Ihr Kannibalenherz vor Rom so radikal wie Ziegenbutter vor der Sonne?

Damit ist wohl nichts aufzustecken. Ich mein, mit solchen Fragen! Nun ja, das geht mich Uneingeweihten schließlich auch nichts an. Wenn's euch nicht interessiert, mir ist es erst recht Hekuba. Doch hört! Mag man auch einer Kampfbegeisterung, die sich in derlei Dingen ausschweigt und sich „zur angezeigten Stunde" — seid deß gewiß! — doch wieder nur in Druckerschwärze auflöst, im Ernste kaum sehr gram sein, obschon sie viel unnötigen Lärm und

dumme Zwietracht in unsre stillen Täler trägt —: zu einer wahren Landplage erwächst sie, wenn sie gar jeden, auch den lächerlichsten Anlaß dazu ausschrotet, uns mit den neuesten kulturgeschichtlichen Forschungserrungenschaften des Herrn Professors vertraut zu machen, wenn sie uns immer wieder die frischesten Redeblüten dieses salvator mundi Tyrolensis ungebeten an die Nase hält, kurzum, wenn sie für jede neue Variante ein- und derselben abgeleierten Maultrommel-Melodie die Trommel der Reklame rührt. Dagegen muß sich nachgerade das bescheidenste Kulturempfinden auflehnen. Es könnte sonst den Anschein haben, als hätten über dieses Landes Wohl und Wehe ausschließlich nur mehr Herzen und Gehirne zu entscheiden, die justament sich mit dem Fassungsraum und mit der Innendekoration eines Edgar Meyer-Stübele begnügen. Ich leugne nicht, daß diese Festreden des Herrn Professors gewiß in keinem Punkte „ernstlich" anzufechten sind — ganz einfach aus dem Grunde, weil sie von keinem Ernstveranlagten je ernst genommen wurden — aber genügt es nicht, daß sie „derart verletzend" wirken, daß sie uns arglose Gäste verbündeter Nationen aus dem Lande ekeln? Und warum, frage ich, muß eine Tatsache, die ein- für allemal feststeht, immer wieder vor der Öffentlichkeit mit neuen Daten belegt und beglaubigt werden, als wäre irgend wer darüber noch im Zweifel?! Dieser Erkenntnis — seid unbesorgt — kann sich ja nicht einmal der welsche Ein- und Ausdringling verschlossen haben; denn über so viel primitive Einsicht mag der Ministerkandidat gerade noch verfügt haben. Hingegen ist es sehr leicht möglich, daß ihn der Anblick eines Schauspiels in die Flucht geschlagen hat, das auch einen Tiroler, sofern er sich noch etwas Schönheitssinn und Ehrfurcht vor der Unnahbarkeit der Schöpfung bewahrt hat, zum Auswandern bewegen könnte. Und das ist: Gottes freie Natur im Herzen von Tirol zu einem Animiermädchen für chauvinistische Passionen herabgewürdigt zu sehn, das liebliche Gestade eines Sees zu einem Tummelplatz geharnischter Gemeinplätze und, was sich einem sonderlich ins Blut brennt: die stumme Reckenwelt der Dolomiten von den hochgetürmten Wellen einer Wirtsgarten-Begeisterung umbrandet zu

sehen — entfesselt von dem Wortschwall eines Mannes, der all diese leuchtende Schönheit vielleicht einmal mit Künstleraugen sah und der nun als ein rechter Professor (der sichtlich seine Würde ernster nimmt als ihm sein Titel nahe legt) von all dem nur so viel mehr wahrnimmt, was eben gerade noch auf einer welschen Landkarte widerrechtlich Platz hat. Euch aber, die ihr von der Kunstbetätigung des Mannes nichts andres mehr verlangt als daß er euch den welschen Teufel an die Wand malt, euch Hunderten von treuen Deutschtirolern, gefällt's, die wehrlosen Bergesriesen eurer Heimat, die ihr zum Stimmungsrequisit eurer Unduldsamkeit mißbraucht, die „mächtigen" zu nennen! Weil die Gewaltigen sich nicht vom Flecke rühren konnten, so nahmt ihr das für Andacht und für Zustimmung! Eins aber habt ihr übersehen: Sie, die an euch erst einer Ohnmacht sich bewußt geworden, fanden doch sicher auch in dieser Situation die Kraft: heiß zu erglühen — schön wie noch nie, flammend wie noch nie und jedenfalls so stark, um jedem von euch Seelenlosen von außen eine Schamröte ins Gesicht spiegeln zu können, die von innen her vielleicht nur einem zu Gebote stand: eben jenem empfindlichen „Signore", der über alle Berge ist. F.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

„Kunst in Klausen"

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.